

Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor(en): **Speck, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 8

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
21. Februar
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Ich bin Mensch geworden.

Von Peter Rosegger.

Ich bin Mensch geworden in der weiten Welt,
Keiner steht von allen, die da leben,
Keiner über mir, keiner unter mir,
Ich bin jedem beigegeben.

Ich bin frei geworden in der weiten Welt,
Seßeln, die mich an das Leiden banden
Oder an der Freude, an der Hoffnung Trug,
A le schlug ich sie zuschanden.

Ich bin klug geworden in der weiten Welt,
Lagte meine Kräfte und Gebrechen
Zu der Menschheit ewigem Kapital — und schwieg,
So fährt sich's am allerbesten.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

8

Durch den Mittelweg des Gartens herab kam Leonore, heiter wie die Sonne, festlich wie die Frauen Tizians und glücklich wie ein Kind. Sie holte die beiden Männer zum Tee, und der Tag schloß, wie immer, wo Liebe, Schönheit und sorglose, harmonische Ausgeglichenheit am Werke sind, als ein rechter Feiertag. —

Kapri hatte Energie, das mußte man gelten lassen. Es dauerte kurze Zeit, so erschienen die Werkleute auf dem Plage. Lorenz kam aus dem Dunkel des Stalles und gebärdete sich als ein rechter Uhu. Die Sache mit all dem Lärm und der Zerstörung war ihm ein Greuel. Er wiederum erschien in seiner Verstortheit und unzerstörbaren Unordentlichkeit den zum Teil von auswärts gekommenen Arbeitern ebenfalls als ein Greuel. Indessen entwickelte sich die Sache und kam rasch zu einem erträglichen Ende. Erst strich er herum wie eine Kaze, deren Haus abgebrochen wird. Es fehlte nur noch, daß er miau machte. Dann entdeckte er, daß die Leute ein recht ansehnliches Vesper vertilgen mit Brot und Bier und Wurst und Käse. Und er war dabei, beim Essen nämlich, bevor jemand an etwas Böses dachte, führte besonnene Reden, gab biedereren Bescheid, als dankbar und mit gutem Appetit Brot, Wurst und Käse mit, tat aus anderer Leute Flaschen liebenswürdig Bescheid und sammelte still etwaige Reste und brachte sie in fein famoses Logement. Er war auch fernerhin über die Maßen zutunlich, besorgte mit Eifer und Kenntnis Neunühr- und Bieruhrbrot, kochte den Auswärtigen in einer alten Pfanne ihr Mittagessen auf, wußte überall und immer

Bescheid, wußte alles und besser als alle und rüdte, man wußte nicht wie, in aller Bescheidenheit in eine leitende Stellung vor, in der ihn sogar der scharfäugige, rasch entschiedene und hochmütig liebenswürdige Kapri anerkannte, als Hüter oder gewissermaßen als Tag- und Nachtwächter des längeren Zeit unfertigen und wirren Betriebes, dem zum großen Kummer des Doktors eine alte Platane auf der einen, ein stattlicher Birnbaum auf der anderen Seite zum Opfer fiel. Im Herbst rüdten die Monteure an, und es war dem Eifer Lorenzens zu danken, wie er selbst ausagte, daß die Sache mutmaßlich zum Klappen kam, ehe die Rosen blühten.

V.

Was dem einen zur Lust, ist dem anderen
zum Leide.

Und so war es. Die Gegend an und für sich schon mild und fast südlich, weswegen auch in nächster Nähe ein vortrefflicher Wein gedieh, sah einen außerordentlich frühen Frühling. Der Schnee war für die Schneeglöcklein kein Hindernis, sich rein und kühl und weiß im allerschönsten Sonnenschein zu zeigen und in der zephyrhaften Frühlingsluft zu läuten. Im matten Braun und Gelb der weiten Wiesen vor der Stadt erstanden resedengrüne Inseln, lieblich geprenkelt von Gänseblümchen, als hätte dort der liebe Gott seinen Pinsel ausgesprüht. Die Pappeln der Allee längs der Straße standen blätterlos, licht und hoch im Blau des Himmels, wie Standarten des Frühlings. Wo an den Wasserläufen erst im Nebelgrau wirr und gespenstisch Erlen

und Weiden zusammenhockten, klang nun zur Musik der Wellen ein erstes Vogellied, und was oft schwer und grauslich geschienen, als ein rechter, dunkler Spuk, erstand nun plötzlich licht und hell als nedische Kaprize, da die Sonne ruhevoll und heiter und gütig wie eine schöne Frau im Blau des Himmels spazieren ging. Von warmen Borden stieg schon ein Duft von Veilchen süß und leise empor und schwebte in der Luft mit tausend anderen schönen und ahnungsvollen Dingen, wie eine Verheißung aller Wunder des Frühlings und des Sommers. Die verlotterten Lebenskünstler krochen ächzend hervor, um sich auf ihren öffentlichen Bänklein wohligh durchwärmen zu lassen. Der Rauch ihrer Pfeiflein blaute mit dem Himmel um die Wette, ein Frühlingsopfer, das der Wind lustig davontrug. Und der Duft ihres Schnupftabaks, mit dem sie reichlich ihre Nase fütterten, schlug alle weiteren Düfte aus dem Felde. Die lieben Kinder erwachten und die ersten Fliegen und trieben ihr munteres Spiel und Plätscher in und außerhalb der Mauern, die ersten befränzt mit Maßliebchen und gelben Himmelschlüsseln und freudig quäkenden Liedern, die anderen noch taumelig am Morgen, aber am Mittag schon munter genug. Die Alten wagten schon ihr Schöpplein im Freien zu trinken, und die Jungen gingen zu zweit ins Freie und versprachen sich in der Freude leichtsinnig die schönsten Sachen.

Richard Marzelin ging auch ins Freie, um Florentine zu suchen, die ihm mehr als je im Blute lag. Aber er fand sie nirgends, und das erhöhte die Unruhe seiner Sinne und sein Heimweh nach ihr. Einmal ging er auf dem Wege zu seinem Bankgeschäft um die Stadtmauer herum, an dem Törchen des Doktorgartens vorbei. Das Törlein war nicht mehr, es war ein Tor geworden, so groß, daß ein Wagen bequem durchfahren konnte. Nun stand es weit offen. In der Tiefe des Gartens lag das alte Haus in vornehmer Ruhe. Die hohen Bäume des Gartens zeigten, unverhüllt vom Blättergrün, die Mannigfaltigkeit des Astgewirrs, das wie ein Kunstwerk von wundervoller Zeichnung im blassen Blau des Himmels stand. Die Reiser von Busch und Baum streckten sich wie zarte Kinderhände in die blaue Luft, eine Sehnsucht und eine Verheißung zugleich. In braunen Beeten blühten hinter Rabatten von Primeln schon der rote Seidelbast. Hinten loderte Marianne mit besonnener Miene und zierlichen Bewegungen die Erde um den jungen Salat und säuberte den Winterkohl. In dem Fenster der ausgebauten Scheune lag ein junger Mensch in der Sonne und sah in den Garten hinaus, mit artigem Gesicht und gutgepflegtem blondem Scheitel. Plötzlich fiel in die Krone eines hohen Baumes ein Starenvolk ein. Liederlich, lustig und laut und überaus drollig erfüllten sie die Luft alsbald mit dem Lärm flatternder Flügel, emsiger Geschwätigkeit, papageienhaftem Spott und zarten süßen Liedern.

Richard Marzelin staunte und seine Sehnsucht wurde noch heftiger. Da kam von dem kleinen Anbau des Motorenhäuschens her ein Knall und darauf ein gleitendes Rollen und Klirren als neue Musik zum rhythmischen Takt der Explosionen. Aus dem kleinen Auspuffrohr des Daches fuhren in regelmäßigen Pausen mit dem passenden Geräusch eines ausgepichten Rauchers kleine Dampfweilchen hervor, standen eine Weile sinnend in der Luft und zerflatterten im Wind.

Hinter der Mauer hervor schlurfte Lorenz herbei und lehnte sich, mit den Händen in den Taschen und aus seinem kurzen Pfeifenstummel um die Wette paffend, behaglich an das Tor. „Herr Marzelin“, sagte er und sah stolz auf den verwunderten Menschen vor ihm, „Herr Marzelin, jetzt gilt es. Fein, was? Wir machen großartige Sachen, sage ich Ihnen. Ich habe schon alle Liköre probiert. Feine Sachen, ganz feine Sachen. Wissen Sie, ich helfe im Geschäft.“ Er wies mit dem Daumen über die Schulter und erklärte schlicht: „Ich mache alles.“ Dann mit Würde: „Herr von Kapri, alles was recht ist, aber der versteht's. Ein wenig scharf, wissen Sie, da gibt es keine Würstlein, aber ein feiner Mann. Und nächste Woche, da heiratet er unsere Leonore. Ich weiß alles. Ein Fest, sage ich Ihnen, ganz großartig. Unser Herr macht alles. Fräulein Florentine führt die Braut mit dem jungen Butti, wissen Sie, der Nefse des reichen Butti. Und Fräulein Marianne hat unseren jungen Herrn, der da hinten zum Fenster herausieht. Ein netter Mann, wirklich. Kühl heißt er, Franz Kühl. Und reich ist er. Was glauben Sie? Er kommt von“ — Lorenz kratzte nachdenklich die Nase mit seinem Pfeifenstummel. „Nun hab' ich den Namen vergessen“, sagte er verblüfft. „Aber das macht ja nichts. Nun also, er kommt aus einer Stadt weit von hier. Dort hat sein Vater ein Weingeschäft. Was glauben Sie. Die fahren mit ungarischen Pferden lauter feinen Flaschenwein herum, so mit bunten Köpfen. Nobel! Ich habe es selbst gehört: Ihre Ställe sind mit Email tapeziert, die Böden sind mit bunten Marmorplatten ausgelegt wie eine Kirche, und was an Geschirrköpfen, Halfterhaken und so weiter da ist, ist alles vergoldet, echt vergoldet. So etwas! Was sagen Sie?“

Der Gefragte sagte überhaupt nichts, lehnte an der Wand wie der Tod und sah unsäglich elend drein. Lorenz erbot sich, einen Schnaps herbeizubringen. Doch der andere wehrte mit den Händen, rappelte sich auf und rannte so plötzlich davon, daß Lorenz vor Staunen die Pfeife aus dem Munde fiel.

Was Starengesang, was Frühlingssonne, was Himmelsblau und Duft und Licht, ach Gott, wozu das alles! kam es Marzelin mitten im Laufen in den Sinn. Die Uhren auf den Türmen schlugen zwei und er kam zu spät auf sein Bureau, in dem auch der junge Butti seinen Platz hatte, gleich neben der Tür, und sich seit zwei Monaten als Chef gebärdete.

Butti sah den verstörten Menschen, der ohne Gruß wie ein Wilder hereinrannte, strenge an. Nach einer Weile legte Marzelin plötzlich seine Feder weg und betrachtete nachdenklich den anderen. Butti mochte in seinem Alter sein, so um die achtundzwanzig herum. Er war ziemlich groß, kräftig, gut gekleidet und in seiner Haltung drückte sich eine außerordentliche Entschiedenheit, in seinen Mienen ein maßloser Stolz aus. Lächerlich erschien er dabei dem unglücklichen Marzelin, lächerlich und unsäglich widerwärtig, denn der andere hatte bei seinem Selbstbewußtsein einen Negerkopf, jawohl, er sah aus wie ein weißlich laderter Buschmann aus Australien oder so, mit Wollhaaren, Negerlippen und einem ordinären Schädel, einer zu hohen Stirn, nicht aus Geist, sondern einfach aus Haarmangel. Vielleicht fühlte Butti die mit Haß und Verachtung gesättigten Blicke

in seinem Rücken. Er schaute herum, sah hochmütig und gebieterisch mit seinen kalten grauen Augen den anderen an, grinste, daß sein Gebiß sich wie ein starrer gelblicher Zaun zeigte — wie ein bössartiger Rötter, der die Zähne bleckt, dachte Marzelin — und rief scharf: „Marzelin, was fällt Ihnen eigentlich ein? Sie haben noch nicht Feierabend. Und dieses Anstarren verbitte ich mir entschieden.“

Marzelin fühlte, daß er den jungen Butti haßte, daß er ihn mit Leichtigkeit morden könnte, ja wohl morden, totschlagen, das war eigentlich das einzige Richtige. Aber er griff wieder zu seiner Feder, und in seinem Kopfe sumnte es und in seinem Herzen auch, heftig bis zum Schmerz: Was Starengesang, was

Frühlingssonne, was Himmelsblau, und Duft und Licht, ach Gott, wozu das alles. O Florentine! Und Hochzeit. Und dieser Kerl da vorn!

Und er war sehr unglücklich. —

In der kommenden Woche feierte Herr von Kapri wirklich Hochzeit. Es war ein Fest, wie die Stadt noch keines gesehen. Morgens sieben Uhr hatte sich einer der heftigen Böllerschützen schon einen halben Finger abgeschossen. Die ganze Stadt feierte mit, auch die Stadttürme. Kapri hatte ihnen ein Fäßlein billigen Rotwein spendiert. Lorenz, der es auslieferte, tat, als habe er es geschenkt und spielte den Wohltäter. Er sammelte die ganze Schar und tat wie ein Feldherr. Die Frauen mußten zu allen Bädern, mit ihren Leinwandfädeln altes Badwerk zu sammeln. Einige brachten in grauen Papiertüten Kaffee und weißen Zucker. Die Männer sorgten für Wurstabfälle und Tabak. Lorenz nahm seine alte Eisenpfanne auf die Schulter. Das Weinfäßlein wurde auf ein Wägelchen gesetzt, das mit



Die Stauffacherin.

Nach dem Gemälde von E. Stückelberg, im Audienzsaal des Bundespalastes in Bern.

(Klischee aus dem Werk J. Sutz, „Schweizer Geschichte“ mit Genehmigung des Verlages, S. A. Librairie-Edition, Bern.)

bunten Bändern und Papier herausgeputzt ward. Und dann zog die ganze Schar, die Frauen mit Stricknadeln im dünnen Haar und alten Strümpfen in den Händen, die Männer rauchend wie eine Fabrik bei Vollbetrieb, zur Stadt hinaus, nach einem kleinen Gehölz hinter der Sägmühle. Dort hielt Lorenz eine Ansprache; hernach ließen alle Kapri hochleben, und so feierten die Leute ein vergnügliches Fest, das bis in den späten Abend hinein dauerte.

Kapri hatte alles eingeladen, was einen Namen hatte und von Bedeutung war. Schon am frühen Morgen lärmten die Kutschen durch die Straßen und wedten überall Erregung und Haß. Auch im Doktorhause. Die Braut war rosig und aufgeregte vor Glück. Aber Kapri dachte an alles. Mit ihm war sie nicht verloren. Schwarz und stolz und lächelnd ordnete er ihre Blumen im Haar, indessen Rosine in glü-



Kunstmaler Dr. E. Stückelberg: Myrtis und Corinna beim Töpfer.

hendem Zustande das weiße Kleid der Braut zurechtzupfte. Sie sagte es, und nach ihr die ganze Stadt, daß noch nie ein schöneres Paar gesehen wurde. Frau Agnes war stolz und befriedigt, der Doktor heiter und wohlgenut. Florentine sah vornehm aus, eine Prinzessin in weißen Spitzen. Ein dünnes goldenes Kettlein um den schlanken Hals und leichte Schatten um die schönen Augen, begegnete sie dem jungen Butti, der seinem imposanten Oheim nichts nachgab, etwas kühl und korrekt und nahm ihm fast seine Selbstsicherheit. Marianne trug ihr blaues Kleidchen, das kaum bis an die Knöchel ging, mit Anstand. Besonnen, still und zufrieden gesellte sie sich dem jungen Volontär zu, der in tadellosem Hemd und schwarzem Smoking, harmlos und artig, wie ein guter Junge aus gutem Hause erschien. Sie allein verbrachten den Tag mit all seinem Lärm und Wirrwarr wie zwei gutgeartete Kinder im Walde. Marzelin war nicht eingeladen worden. Da die halbe Bank feierte, war er unabhkömmlich; so hatte der alte Butti verfügt.

Um neun Uhr fingen alle Glocken an zu läuten, und man fuhr die paar Schritte zur Hauptkirche hinüber. Die Kirche war gedrängt voll Leute und alles mit Blumen bestreut. Der Trauungsakt verlief tadellos, denn Kapri war ein selbstsicherer Mann, und Leonore hatte die Sicherheit der Traumwandler und Berauschten. Nur beim Verlassen der Kirche gab es eine kleine Störung, weil Florentine, man wußte nicht wie, ihren Partner im Stich gelassen hatte. Zum Glück merkte das Volk nichts davon,

denn es war entzückt über Kapri, welcher, wie bekannt wurde, im „Zehnthof“ einen Freitrunck für jedermann bereitstellen ließ, über die Braut, die ein Bild der Schönheit, Seiterkeit, weicher, verschämter Weiblichkeit, überhaupt ein Bild des Glückes war. Vor allem aber waren die Leute entzückt über Florentine, die zum Erstaunen aller zum erstenmal öffentlich gefungen hatte (und wie gleich gesagt werden kann, zum letztenmal). Sie sang unter Orgelbegleitung vor der Trauung: „Ich liebe dich, so wie du mich“ und nachher: „Wo du hingehst.“ Sie sang schön und sie war schön. Sie schien niemand zu sehen. Die Schatten unter ihren Augen verstärkten sich und in den Augen tauchten goldene Lichter auf. Viele Leute weinten vor Rührung, und alle sagten, es sei wundervoll, der Gesang und das Fräulein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Basler Maler Ernst Stückelberg.

Geboren am 21. Februar 1831.

Ernst Stückelberg gehört zu den bedeutendsten Malern des 19. Jahrhunderts. Seine Bilder sind ausgesprochene Lieblinge unseres Volkes. Es waren Schöpfungen, die es verstand, die seinem ureigensten Denken entsprachen, Bilder voll tiefempfunderer Schönheit, die nur ein Künstler zu schaffen vermochte, der sich der hohen Aufgabe der Kunst bewußt blieb und an ihre hohe Kulturaufgabe glaubte. Wer kennt nicht die prächtigen Fresken der Tellskapelle! Mit Stückelbergs Augen schauen wir heute jene bekannten Szenen aus der Schweizergeschichte, die seinerzeit Gottfried